

**Erwin Panofsky: Korrespondenz 1910 bis 1968.** Eine kommentierte Auswahl in fünf Bänden. Hrsg. von Dieter Wuttke; Bd. I: Korrespondenz 1910 bis 1936, hrsg. von Dieter Wuttke; Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2001; 1142 S., 65 S/W-Abb.; ISBN 3-447-04448-9; Einzelpreis DM 360,-, Abonnementspreis DM 298,-

Dieter Wuttke hat es unternommen, die Korrespondenz Erwin Panofskys herauszugeben. Dabei handelt es sich um eine Auswahl von 3000 Briefen, die in fünf Bänden publiziert werden sollen. Insgesamt hat Wuttke 9500 Briefe ausfindig gemacht, wobei er die Gesamtzahl der erhaltenen Briefe auf etwa 27 000 schätzt. Die vorliegende Auswahl enthält nicht nur Briefe Panofskys, sondern auch Korrespondenz an ihn und über ihn. Insgesamt handelt es sich also um ein gewaltiges Unternehmen, da die (vielfach handschriftlich überlieferten) Briefe entziffert und jeweils ausführlich kommentiert werden mußten. Man darf Dieter Wuttke dafür dankbar sein, daß er diese riesige Aufgabe übernommen und im ersten Band schon vorbildlich gelöst hat.

Der Band beginnt mit einer gut 50 Seiten langen „Einleitung“ Wuttkes, in der die Biographie Panofskys und ein editorischer Bericht enthalten sind. Wuttke macht aus seiner Sympathie für den großen Kunsthistoriker kein Hehl und beschreibt mit wünschenswerter Intensität Leben und Werk des Wissenschaftlers. Er hält es für angemessen, daß Panofsky keinen Grabstein erhalten hat, denn für ihn beruhte „die Würde des Menschen auf immaterieller Geistigkeit“. Sein Anliegen sei es gewesen, „vergangenes Leben im Geiste zu vergegenwärtigen, um Zukunft für den menschlichen Menschen zu öffnen“ (S. XI).

Wenn man die Publikationen Panofskys, die vor seiner Emigration erschienen sind, gelesen hat und sich an ihren verschachtelten Stil erinnert, ist man überrascht und angenehm berührt, wie flott und scharf der junge Autor zu formulieren versteht, wenn er sich im privaten Bereich bewegt. So schreibt er 1919 ein unglaublich freches Gedicht auf seinen Sohn, in dem er den gerade Geborenen selber sprechen läßt. Nicht minder treffend schildert er (mit Anleihen bei Goethe) 1920 seine Habilitation in Hamburg, wobei das Grotteske der ganzen Situation zum Vorschein kommt. Auch schon die Fahrt nach Hamburg wird glossiert, wobei die Mitreisenden „im Coupé“ der Reihe nach karikiert werden. Ein wahres Kabinettstück ist schließlich die Beschreibung von Belle da Costa Greene, die er 1931 in New York kennengelernt hat („tolle Person, schrecklich häßlich, aber kolossal klug und temperamentvoll und von einem nicht zu beschreibenden überlegenen Cynismus“). 1923 referiert er dem noch in Kreuzlingen weilenden Aby Warburg den Inhalt seines Vortrags zur „Idea“, womit er eine glänzend geschriebene Kurzfassung seines ein Jahr später erscheinenden Buches liefert.

In die Werkstatt des Kunsthistorikers läßt der Briefwechsel leider wenig blicken. Eine Ausnahme bildet der Brief an Fritz Saxl („lieber Sassetto“) von 1928, in dem er seine Arbeit an einer zweiten Auflage der Dürerschen „Melencolia I“ schildert: „nun bin ich auf die Idee gekommen, die rätselhafte Eisenradierung B. 70, die 1514/15 entstanden sein muß, als einen Entwurf für diese ‚Melencolia II‘ anzusprechen“, was er

dann im Einzelnen noch weiter ausführt. Saxl reagiert darauf zurückhaltend: ihm erscheint diese Idee „sehr kühn“. Im selben Jahr schreibt Panofsky an Saxl „in alter Freundschaft“: „Aus Ihrer Bemerkung, daß ich in unsern gemeinschaftlichen Unternehmungen für den Geist verantwortlich sei, kann ich nur schließen, daß Sie die Garantie für die Richtigkeit zu übernehmen gedenken. Vielleicht könnte man diese Teilung der Verantwortlichkeiten, wie bei den Zeitungen, besonders anmerken: mir wärs schon recht!“ Saxl wiederum attestiert Panofsky kurz darauf: „Sie haben doch ein so schön die Dinge abgrenzendes Gehirn“, wobei er hinzufügt: „Ich wollte, ich wäre ein bißchen so gescheit wie Sie“. Und 1929 schreibt Panofsky an Saxl: „Ja, guter Saxl, Sie fehlen mir wirklich. Man schließt ja, wenn man über die Studentenjahre hinaus ist, kaum mehr richtige Freundschaften. Aber was uns verbindet, möchte ich doch so nennen dürfen“.

Umso befremdlicher mutet es an, daß die politische Situation ab 1933 die beiden Freunde in ernste Kollision brachte. Panofsky glaubte an „eine ziemliche Ferkelei“ von Saxl, weil dieser die Bibliothek Warburg nach London gerettet habe, ohne ihn mitzunehmen. Später (so 1934 an Walter Friedländer) räumte er aber ein, daß Saxl wohl nicht anders handeln können.

1936 kam es erneut zu einer Kontroverse, weil Panofsky Saxl unterstellte, er verbreite überall, daß Panofsky das Warburg Institute nach Amerika verpflanzen wolle. Den vorliegenden Briefen nach kann man Panofsky diesen Vorwurf nicht machen, weil er sich tatsächlich neutral verhalten hat, so sehr ihm eine Bibliothek Warburg in New York oder Princeton sympathisch sein mußte.

Dem Lehrer Wilhelm Vöge bezeugt Panofsky unentwegt seine tiefe Dankbarkeit und Verbundenheit, ja er will den Gemütskranken 1925 sogar auf eigene Kosten in ein Sanatorium bringen. 1932 bedankt er sich bei Vöge, „daß Sie mein Bemühen um Treue zur ‚Überlieferung‘ anerkennen. Das ist in der Tat, ich möchte sagen: das Erste und Letzte, was ich erstrebe“. Es sei seine Absicht, die jungen Leute „zu diesem Respekt vor der Tradition zu erziehen, Tradition in Bezug auf unsere Forschungsgegenstände, und auch im Hinblick auf die Geschichte unserer Forschung selbst.“ Konkreter schildert er 1932 seiner Frau gegenüber aus New York seine kunsthistorische Ausrichtung: „Gerade weil die Leute hier nicht so stark in die Wölfflin-Pinder-Anschauung hineingewachsen sind, haben sie es leichter, unsere, das Inhaltliche und allgemein Geistige miteinbeziehenden Methoden sachlich zu würdigen und zu bejahen“. Dem 1933 in Hamburg auf die Straße Gesetzten mußte es wunderbar erscheinen, daß ihm gerade jetzt Max J. Friedländer bestätigte: „In meinen Augen sind Sie so ziemlich der Einzige an deutschen Universitäten, der Scharfsinn u. Gelehrsamkeit mit eigentlichem Kunstverständnis verbindet“.

Der Abschied von den vielen Freunden, die er in Hamburg gewonnen hatte, fiel ihm schwer. An Gustav Pauli, den Direktor der Hamburger Kunsthalle, schreibt er 1933, daß er „wirklich mit Deutschland, und besonders mit dem deutschesten Deutschland [...] so tief verwachsen“ sei, „daß eine Trennung sehr ans Leben gehen würde, nicht nur im Sinne der ‚Kultur‘, sondern gerade auch im Sinne des Gefühls“. Er liebte Fontane und Jean Paul, wobei er diesen besonders häufig zitiert. Als rühren-

des Zeugnis von Anhänglichkeit sind die melancholisch-unbehollenen Briefe der Bertel Ziegenhagen zu werten, des in Hamburg verbliebenen Dienst- und Kindermädchens, das seiner Verlassenheit immer wieder Ausdruck gibt.

Der ominöse Brief Panofskys an Hofmannsthal über Walter Benjamin ist auch jetzt nicht aufgetaucht, was vielleicht noch eher zu verschmerzen ist, als das nahezu völlige Fehlen von Briefen der Ehefrau Dora, geborene Mosse. Wenn man ihren kurzen, witzigen Brief an Wilhelm Sebastian Heckscher von 1936 liest, muß man dies ganz besonders bedauern. Hier schreibt sie: „Brüssel ist eine richtige große Stadt mit großenwahnsinnigen Palästen, aber sehr schön, da es auf mehreren Hügeln liegt und fast an Rom erinnert. Zur Freude trug bei, daß es ungeheuer billig war und wir für 30 ct herrlich essen konnten, bedient von einem richtigen Eyck-Engel, ein unglaublich reizendes Mädchen, dem sich ausführlicher zu nähern mein Mann nur durch meine Gegenwart gehindert wurde.“ Tatsächlich hatte „Meister Erwin“ (wie ihn Vöge nennt) immer wieder Amouren, die sogar im Brief an eine Studentin recht indiskret ans Tageslicht gezogen werden.

Die Empfängerin der längsten und intimsten Briefe (allesamt auf englisch) ist Margaret Barr, die Ehefrau des berühmten MoMA-Direktors Alfred H. Barr, Jr. Sie hatte Panofsky bei seinem ersten New York-Aufenthalt als Helferin und Dolmetscherin gedient. Merkwürdigerweise hat aber weder die Beziehung zu Barr noch zu Meyer Schapiro Panofsky dazu verleitet, selbst einmal etwas über neuere Kunst zu publizieren. Umso auffälliger ist die Liebe zum Kino, die er 1936 auch literarisch mit dem berühmten Aufsatz „On Movies“ bezeugte. Ausführlich erklärt er 1932 aus New York seiner in Hamburg gebliebenen Frau, warum Greta Garbo zwar eine erstklassige Stummfilm-Diva sei, aber völlig ungeeignet für den Tonfilm. Er lernt 1936 den berühmten Film „Intolerance“ von William Griffith kennen, wobei er feststellt, daß dies schon 1916 der Vorläufer der sowjetischen Filme ist. Und bereits 1934 fällt ihm „the ~stylistic~ similarity between Nazi- and Soviet films“ auf, die er mit einem „similar emotional background“ erklärt.

Ein kleines Manko sehe ich in der Entscheidung des Herausgebers, fremdsprachige Zitate nicht zu übersetzen, auch nicht, wenn sie aus dem Griechischen oder Lateinischen stammen. Panofsky war bekanntlich ein exzellenter Humanist, und so hat er auch auf griechisch gedichtet. Ein altes Distichon, in dem sieben Städte sich darum streiten, der Geburtsort Homers zu sein, hat er auf sich selbst bezogen und so verändert, daß nun sieben Städte den „großen Pan“ (eigentlich sogar im Superlativ: „den sehr großen“!) haben wollen, aber jede froh ist, wenn die andere ihn nimmt. Panofsky übersetzt das zwar ins Englische, läßt aber das „groß“ weg. Damit verschleiert er, daß hier auf den Tod des „großen Pan“ angespielt wird, der bei Plutarch (*Moralia*: *De defectu oraculorum*, p. 419C) als ein so unheimliches Faktum überliefert ist, daß es sogar Kaiser Tiberius zugetragen wird. Später haben manche Autoren, darunter auch Rabelais, den „großen Pan“ mit Christus identifiziert. Noch Heine und Nietzsche zitieren die Geschichte als wichtiges Ereignis. Panofsky hat sicher den Text von Plutarch gekannt, so daß der zunächst nur witzige Vers den Autor tatsächlich in mythische Höhen befördert. Man darf in diesem Fall auf Panofsky beziehen, was er 1936

von Horst W. Janson behauptet: „Nur glaube ich, daß er es – mindestens im Oberbewußtsein – gut gemeint hat. Im Unterbewußtsein freilich mag es anders aussehen, aber das ist ja der Charme des Unterbewußtseins“.

Im Ganzen darf man froh sein, jetzt ein so ausführliches Briefcorpus von Panofsky zu besitzen. Dieter Wuttke hat hervorragende Arbeit geleistet, und sein Ziel, „wesentliche Vorarbeit für eine wissenschaftliche Biographie“ zu leisten, voll erreicht. Bedauerlich ist allerdings, daß von den immerhin 65 Abbildungen des Bandes keine einzige einen Brief in der Handschrift Panofskys wiedergibt, wo doch der Verlagsprospekt mit dem Foto des Briefes an Werner von Melle Reklame macht.

DONAT DE CHAPEAUROUGE

Wuppertal

**Kunst und Liturgie im Mittelalter.** Akten des internationalen Kongresses der Bibliotheca Hertziana und des Nederlands Instituut te Rome 1997; Hrsg. NICOLAS BOCK u. a. (*Römisches Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana. Beiheft, 33*); München: Hirmer 2000; 247 S., zahlr. Abb.; ISBN 3-7774-8630-2; € 95,-

Der Buchtitel des hier anzuzeigenden Werkes faßt drei Begriffe von außerordentlicher Komplexität zusammen, ohne etwa durch einen Untertitel eine einschränkende Milderung des Anspruchs herbeizuführen. Eine erste pragmatische Antwort auf die entsprechende Frage nach der Angemessenheit des Titels bietet die Tatsache, daß hier ein von der Bibliotheca Hertziana in Rom veranstaltetes Kolloquium publiziert werden sollte, dessen Themenstellung bewußt einladend formuliert wurde, um möglichst viele unterschiedliche Beiträge einzuwerben. Schon im Vorwort (S. 7) wird der kleinste gemeinsame Nenner der Tagung definiert, nämlich, daß es „nicht so sehr um einen gemeinsamen methodischen Ansatz als vielmehr um das Bewußtsein für die Vielschichtigkeit [!] der Liturgie und deren Wandel“ ging. Entsprechend beliebig gestaltet sich die Auswahl der Beiträge, welche in ihrer Heterogenität das Forschungsanliegen des Kolloquiums schemenhaft erahnen ließ.

Die drei ersten Beiträge (S. 9–45) nehmen ihren Ausgang von liturgischen Vollzügen. ANDREAS ODENTHAL erkennt in der früh- und hochmittelalterlichen Liturgiegeschichte die Voraussetzungen für die allegorische Messauslegung und damit für eine bildhafte Auffassung der Vollzüge überhaupt, einschließlich der damit verbundenen Materialisierung in der Kunst (z. B. die Erfindung der Monstranzen). ANDREAS SPEER und BERNHARD SCHIMMELPFENNIG äußern sich zur anschaulichen Liturgie der Kirchweihe. Der um die Schriften des Abtes Suger von Saint-Denis verdiente SPEER (vgl. die neuerliche kritische Edition mit GÜNTHER BINDING) wiederholt auch hier die schon früher vorgelegten Ausführungen über die Liturgie an der fränkischen Königsabtei. Freilich wirft die tabellarische Übersicht über die Elemente des historischen, also punktuellen Kirchweihaktes in Saint-Denis eher Fragen auf, als daß sie Antworten bietet. Erst recht bleibt der sich aus der Kirchweihliturgie ergebende Einfluß auf die Kunst offen. SCHIMMELPFENNIG berichtet aus der Editionstätigkeit an einem Text,